Des Lootsen Weib.

Von Jonas Lie.
Aus dem Norwegischen von Marie Herzfeld.

(5. Fortsetzung.)

So war Salve eine gute Weile in seine Gedanken versunken dagestanden. Daß Elisabeth sich mit dem Sohne des Capitäns Beck verlobt, sauste dumpf in seinem Hirn, und die Wuth über die Art, wie der Capitän es ihm mitgetheilt, kochte in ihm. Mitten im Schmerz fühlte er das Bedürfniß nach Rache an dem Capitän, und vereinzelte Ausbrüche seines Grimmes ließen seinen Nebenmann diesen Theil seiner Gedanken ahnen.

Unten aus der Back stieg eine Seemannsweise empor, deren zwei ersten Strophen eigentlich schon Alles sagen. Es klang melancholisch in die Nacht hinaus:

„Dann lichteten die Anker wir und setzten
Segel auf.
Mit vollen Stengen nahmen wir von
Arendal den Lauf.
Dort wohnet eine Jungfrau fein — die
gab mir erst ihr Wort,
Hat treulos dann verrathen mich, noch
eh' ich segelt' fort.

Ich bin ein armer Seemann nur und fahr'
von Land zu Land,
Sprach ich; — sie lacht' und weint' zugleich
und drückte mir die Hand.
Doch ihren Namen nenne ich nunmehr zu
keiner Stund',
Weil sie zu falschen Herzens war, wie
rosig auch ihr Mund."

Nachdem die lange Weise zu Ende war, wendete Salve sich plötzlich zu Nils, welcher, nach seinem Seufzer zu schließen, gerührt war.

„Nun heulst du um die Liebste eines Anderen, Nils; doch was hättest du gethan, wenn es die deinige gewesen wäre?"

„Meine Frau!" antwortete dieser erschrocken; er vermochte offenbar diesen Gedanken nicht gleich zu fassen und sah mit seinem ganzen plumpen Gesichte ihn an.

„Nun, würdest du sie nicht von ganzer Seele auf den Grund des Meeres versenkt wünschen?"

„Meine Karen auf den Grund des Meeres? Nein, da spränge ich lieber selbst hinein."

„Ja, aber wenn sie dir untreu gewesen wäre?" fuhr Salve fort, indem er mit einer gewissen dämonischen Lust dem armen Kerl zu Leibe ging.

„Sie ist's aber nicht." Abstractionen waren nichts für Nils, und er war in dieser Sache nicht von der Stelle zu bringen. Doch verletzt hatte es ihn; denn bald darauf enterte er hinab, ohne ein weiteres Wort zu sagen.

Das Resultat von Salve's bitteren Betrachtungen war der Entschluß, davonzulaufen, sobald die „Juno" Rio erreicht hatte. Er wollte nicht länger mit Elisabeth's Schwiegervater ein und dieselbe Schiffsplanke treten. „Lieber in's Wasser, als zurück nach Arendal!" murmelte er, indem er hinabstieg.

Der Mond war inzwischen aufgegangen und Nils, welcher in der Koje nicht Ruhe gefunden, kam wieder zu Salve hin. Er zog ihn, wie zu heimlicher Zwiesprach, mit sich hinter's Roof.

„Was ich gethan hätte, fragtest Du? Ich will es dir sagen," sprach er nach einer kurzen Pause, in welcher sein treuherziges Gesicht von dem ganzen Gewicht seiner Vorstellungen niedergedrückt schien, „ich wäre am Thürstock gestorben."

Salve stand eine Weile still und sah ihn an. Im Mondlicht erschien sein Gesicht in eigenthümlich blassem Glanz.

„Siehst du," sagte er mit Ironie, und legte die Hand auf Nils Schulter, „ich habe keine Frau, und doch bin ich am Thürstock gestorben — na, na, ich scherze ja nur!" Er ging mit gezwungenem, scharfem Lachen weg.

Nils blieb verwirrt stehen und grübelte. Es war nicht unmöglich, daß Salve ihn zum Besten gehalten. Allein eine andere Empfindung überwog dennoch und sagte ihm, daß er einen Blick in ein verzweifeltes Gemüth gethan, und tiefes Mitleid erfüllte ihn.

Langsam steuerte die „Juno" längs der Küste Brasiliens nordostwärts und führte so viel Segel, als nur zu ziehen vermochten. Jeden Morgen gegen Ende der Hundswache, wenn die Sonne draußen über dem Meere prachtvoll emporstieg, erhob sich eine erfrischende Brise und brachte den Duft von allerhand würzigen Kräutern mit sich. Dann jagten große Albatrosse und andere Seevögel lebhaft am Schiff vorbei und man sah Schaaren gejagter Flugfische. Nach und nach ward der Lufthauch wärmer und milder, und bis gegen Abend hingen die Segel in der Windstille schlaff und leer herab. Man machte kaum fünf Knoten in der Woche und die Hitze war während des größeren Theiles des Tages ganz unerträglich.

Doch der Capitän verblieb die ganze Zeit über derselbe zürnende Gott. Er hatte sich vorgesetzt, seine Mannschaft zu „schinden", welche, wie er behauptete, vor Faulheit zu üppig geworden.

Einige Wolkenbänke, welche sich am Horizonte zeigten, gaben in einer heißen Nachmittagswache Anlaß zur Extralage; denn der Capitän ließ alle Segel innehmen, so daß sie, die erst vor Wolkensegel und voll gesetzten Leesegeln gegangen, nun plötzlich mit Stümpfen dalagen und den Orkan erwarteten.

Der Sturm wurde nicht so heftig, wie der Capitän gemeint. Dagegen kam ein fürchterlicher Platzregen mit Blitz auf Blitz und einem wahrhaft höllischen Gekrach, einem Donnerwetter, wie nur diese Gewässer es kennen. Die Nacht wurde von dem großen Zickzackfeuer illuminirt, welches beständig über das Firmament hinjagte und die Augen ganz blendete. Gegen 2 Uhr trat Windesstille ein und auf den Toppen brannten plötzlich große Lichter. Gleich darauf sprangen aus allen Raanocken sozusagen helle Gasflammen auf — es war, als wenn Jemand hingegangen wäre und sie angezündet hätte — und mitten auf dem Hauptmast zeigte sich ein großer starkleuchtender Mond. Das Schauspiel dauerte mehr als eine Stunde, und Viele glaubten erschrocken, das bedeute Untergang.

In den letzten Tagen hatten sich überhaupt seltsame Dinge zugetragen. Außer jenem Leuchten hatte man auch unten in der Kohlenlast Stöhnen vernommen.

Der Segelmacher behauptete, er habe mehrere Nächte hinter einander einen Mann vom Mittelschiff über die Kante der Schanzverkleidung nach vorn gehen sehen. Eine Weile stand er still und deutete nach dem Compaß, und dann verschwand er im Kielwasser. Ein Anderer behauptete, er habe den Schiffsnissen (der Nisse ist der Poltergeist des Nordens, ein Hausgeist, welcher bald die Rolle der Heinzelmännchen, bald des Kobolds spielt,) denselben Weg gehen und dann über Bord springen sehen. Mit der Zipfelmütze war es nicht höher als ein halber Wasserstiefel, und wenn der Nisse das Schiff verläßt, bedeutet das stets dessen Untergang.

All' dies hatte etwas zu bedeuten, und die Art, wie Beck Tag für Tag hauste, ließ sich nicht anders erklären, als daß ein böser Geist in den Capitän und das Schiff gefahren sei.

Die wunderlichen Laute im Raum unten hörten nicht auf. Es hatte fast wie Jammern geklungen, als man die Luke verschalkt hatte. Nun hatte man sie wieder geöffnet, damit unten nicht Kohlengase entstünden. Der Koch, welcher von unten Wasser geholt hatte, kam eines Tages erschrocken hergelaufen und behauptete, er habe einen Mann in rother Jacke dasitzen gesehen.

„Dies ist der Schiffsnisse, der um die Schute (Schute ist hier als Gattungsname gebraucht; der nordische Seemann nennt ein Fahrzeug gewöhnlich Schute,) klagt, meinten Einige bedenklich. Allein als der Koch einwendete, der Geselle sei mindestens so groß gewesen, wie der dicke Bootsmann Anders, und als er ihn überdies mit schwarzer Farbe und Krallen ausstattete, da entstand ernstlicher Schreck; am Ende fuhr der Patron mit dem Schiffe noch weiter.

Der Capitän hatte dies als neuen Versuch, ihn zu ärgern, betrachtet und darauf schon mit neuer „Schindarbeit" geantwortet.

Salve besaß zu viel Verstand, um all' den Aberglauben zu theilen, jedoch gegen die keimende Unzufriedenheit fand er nichts einzuwenden und deutete an, daß es nicht so übel wäre, wenn Alle, die es könnten, in Rio desertirten.

Als nun Beck von den letzten Wahrnehmungen des Koches hörte, rief er höhnisch, indem er mit dem zerbissenen Mundstück seiner alten Meerschaumpfeife auf den Sprecher zeigte:

„Ich schätze, es steckt Jedem von euch ein recht dummer Teufel in der Last. Ist denn Keiner unter euch, der den Muth hat, in den Kohlenraum hinabzugehen? Oder soll ich selbst gehen?"

Der erste Steuermann erbot sich, ihm zu folgen; doch nun meldete sich Salve und erklärte, er für sein Theil finde es egal, ob er in den Raum hinab oder in die Takelung hinaufgehe; „man schwitzt ja nicht halb so viel dabei," fügte er hinzu.

Als Salve mit der Laterne den dunklen Raum durchsuchte, fand er einen armen, verkommenen Kerl in rother Wolljacke, der hinter dem Wasserfaß auf die Kabelltaurolle gekrochen war. Er war von den Kohlen geschwärzt wie ein Neger, und als er auf's Deck kam, erzählte er bebend, er sei in Montevideo von seinem Regiment desertirt — eine That, auf welche Todesstrafe gesetzt sei — und er habe gehofft, sich bis nach Rio im Fahrzeug versteckt halten zu können. Am letzten Abend, welchen sie im Hafen verbracht, sei er unter dem Schutze der Dunkelheit an Bord gekommen und habe sich im Kohlenraum verborgen. Als sie die Luke verschlossen, habe ihn das Kohlengas fast erstickt, und da sei er dagelegen und habe gestöhnt. Seither habe er die Gelegenheit wahrgenommen, sich im Dunkel der Nacht achterwärts zur Heckjolle zu schleichen, in dieser habe er sich ausgestreckt und frische Luft geschöpft, bis die Sonne aufging. Einigemal hatte er sich in der Kombüse Nahrung gesucht, und beim Compaß war er manchesmal stehen geblieben, weil ihm schien, als nehme die Fahrt gar kein Ende und weil er sich vergewissern wollte, ob das Schiff wirklich gegen Norden nach Rio steuerte, wie er unten im Hafen gehört.

Es war ein junger, schmal gebauter Mann mit kleinen, lebhaften Augen, im Ganzen nicht höher als Salve und dem Aussehen nach Spanier oder Portugiese. Doch konnte er sich auf Englisch verständlich machen.

Die Wahrheit seiner Erzählung kam dem Capitän etwas zweifelhaft vor; denn er schien von besserem Stande zu sein, als ein simpler Soldat, und aus seiner Angst, seine Gegenwart zu verrathen, sogar nachdem sie schon die hohe See gewannen, schloß Beck, daß er zu den politisch Proscribirten gehöre, welche momentan allen Grund hatten, sich auch in Rio zu verstecken. Er ließ ihm Speise reichen und versprach, er wolle nicht hindern, daß Jener das Schiff verlasse, wie und wann er es selbst für passend erachte. Doch Hilfe möge er nicht erwarten; denn der Capitän wollte es sich seinetwegen nicht mit den herrschenden Autoritäten verderben.

Salve, welcher, wie die meisten Seeleute, ziemlich viel Englisch wußte, schloß sich nach und nach an den Spanier an, in welchem er einen unterhaltenden und sehr klugen Burschen fand.

XV.

Vor einer leichten Nachmittagsbrise glitt die „Juno" aus dem Meere in den engen Einlauf von Rio de Janeiro, einen der schönsten der Welt. Es flankiren ihn zwei riesige Granitberge, deren einer noch roth im Sonnenlichte flammte, während der andere aus dem Schatten heraus violett vom reinen Blau der Luft abstach. Auf der einen Seite, am Fuße des „Zuckerhutes", hatten sie die Festung Proja, auf der anderen das Castell Santa Cruz und gerade vor ihnen im Hafen drinnen vollführte auf dem höchsten Punkte ein schlanker Signalthurm seine Bewegungen. Derselbe meldet jedes Schiff an, welches an der Hafenmündung erscheint — und Rio, der Stapelplatz von Südamerika, wird jährlich von vielen tausend Fahrzeugen jeder Nation besucht.

All' diese Naturschönheit machte auf Salve einen gewaltigen Eindruck; es überfiel ihn zu dieser Stunde eine Empfindung der Reue über seinen Entschluß, zu entweichen.

Als die Hafen-Autoritäten an Bord kamen, arbeitete der Brasilianer ruhig unter den anderen Matrosen, und es gelang ihnen bei der Musterung nicht, zu entdecken, daß in der vom Capitän angegebenen Mannschaftszahl ein Uebercompleter war. Salve hatte ihm seine Kleider geliehen.

Der Hafenlootse, ein aufgeblasener Mulatte in einem Panamahut mit Tuff, mit Schild und Stab, merkte jedoch bald, daß unter der Besatzung Unzufriedenheit herrschte, denn als man zu warpen (Warpen, warpern, heißt ein Schiff mittelst eines Taues verholen oder vorwärts ziehen. Das Tau ist dabei entweder auf dem Lande oder am Warpanker, Wurfanker, befestigt,) und zu verholen begann, um das Fahrzeug auf dem Ankerplatze Ilha das Cobras zu vertauen, klang der Gangspillgesang wieder nicht wenig aufgeregt. Und gewiß geschah es in Folge seines Winkes, daß sich schon am gleichen Abend unten beim Quai Runners (Runner, vom englischen to run, rennen, sind ungern gesehene Agenten, welche die Matrosen verlocken zu entweichen, ihr Geld zu verthun ꝛc.,) bei ihnen einfanden.

Capitän Beck war mit sich und der Mannschaft unzufrieden. Im warmen Klima war er immer heftig; er suchte sich oft sehr achtungswürdig zu beherrschen, jedoch führte das in unbewachten Momenten zu um so stärkeren Ausbrüchen.

Jener Brief des Sohnes hatte ihn erbittert, und nun, da er seine Autorität gekränkt glaubte, war er unbeugsam geworden.

Jene Matrosen, welche daran dachten, das Schiff zu verlassen, hielten es für angemessen, zu warten, bis sie, wie es im Hafen gewöhnlich geschieht, einen Theil ihrer Heuer ausgezahlt bekommen. Doch schon in der zweiten Nacht waren Salve und der Brasilianer verschwunden.

Man stellte unter dem Beistande der Hafenpolizei eine scharfe Nachforschung an, insbesondere aber bei jenem Runner, den man mit der Mannschaft hatte sprechen sehen. Allein dieser zeigte bei der Hausdurchsuchung ein so freies Gewissen, daß die Polizei meinte, daß diesmal doch nicht er es sein könne.

Von nun an verstärkte Beck in der Nacht die Wachen mit den verläßlichsten seiner Leute, holte jeden Abend weiter weg vom Quai und verweigerte jeglichen Urlaub. Nun habe er seinen Lohn vorweg, bemerkte er bitter, weil er jenem rothjackigen Gaudieb geholfen, der ihm zum Entgelt seinen besten Mann mitgenommen habe.

Daß Salve entwichen, ärgerte den Capitän mehr, als er sich zugestand. Er hatte seinem Versprechen gemäß dafür gesorgt, daß Jener bei der Ausfahrt vom ersten Steuermann die Navigation erlernte, und dabei hatte er den Plan gehabt, Salve zum Führer der „Juno" zu machen, sobald er sich einmal zurückzog. Denn er fühlte wohl, daß er nie einer redlicheren, verläßlicheren Natur begegnet war, und überdies besaß Salve eine ungewöhnliche Begabung.

Seine Idee, daß der Brasilianer der Mann sei, ihm fortzuhelfen, sobald sie im Hafen waren, hatte Salve bald bestätigt gefunden, sich denselben auf mannigfache Art zu verpflichten. Ehe sie das Schiff verließen, nahm er seine silberne Uhr, ritzte in dieselbe mit der Messerspitze „Zur Erinnerung an Salve Kristiansen" und legte sie Nils Buvaagen in die Westentasche. Dieser schnarchte laut und vernehmlich in der Nebenkoje. Von der Deckwache nicht bemerkt, kletterten die beiden Männer dann in der stillen Nacht über das Landtau auf den Quai.

Salves Begleiter schien mit den Localitäten wohl vertraut und zugleich sehr furchtsam zu sein; denn sie mieden alle erleuchteten Straßen und hielten oft an dunklen Plätzen, um nach der Nachtwache zu spähen.

Eine Stunde lang waren sie durch enge Gassen gewandert; da begannen die Häuser mit Gartenmauern abzuwechseln. Die Zweige von Pomeranzenbäumen hingen über dieselben und verbreiteten ihren starken Duft in der stillen Nacht. Sie waren in die Vorstadt Catumby gekommen und sollten nun über einen offenen Platz in die andere Vorstadt Mata-Porcas. Auf einer Seite erblickte man ein festungsähnliches, mit Steinmauern versehenes Gebäude auf einer Anhöhe. Salves Kamerad zeigte sich überaus ängstlich, und es entschlüpfte ihm, daß dies die Strafanstalt sei, um welche stets eine Patrouille streifte.

Nach einem weiteren halbstündigen Marsch hielt er endlich vor einer Gartenmauer, durch welche ein kleines Pförtchen führte. Er schaute sich vorsichtig um und sagte fieberhaft:

„Hier müssen wir hinüber — und wir sind in Sicherheit!"

Er stieg auf Salves Rücken und zog dann den Freund nach sich auf die Mauer. Mit einem Sprung war er im Garten unten und begann sich nun wie wahnsinnig im Gras umherzurollen, indem er fortwährend ausrief:

"Salvado! Salvado!" — Hierauf eilte er zum kleinen Haus, das von Bäumen halb verschattet da lag, klopfte eigenthümlich an die Thür und rief: „Paolina! Paolina!"

Ein Frauenzimmer im Nachtgewand, mit einer jugendlichen, wenngleich etwas tiefen Stimme, öffnete die Jalousien und steckte den Kopf heraus.

„Federigo!" sagte sie zitternd, und nun wechselten die Beiden in spanischer Sprache ein paar hastige Fragen und Antworten, welche Salve nicht verstand. Er merkte blos, daß sie stutzte, einen Fremden zu erblicken, und daß Jener sie durch das Wort "amigo" und eine kurze Erklärung vollkommen beruhigte.

Eilends schloß sie auf, fiel Federigo mit Heftigkeit um den Hals, küßte ihn auf beide Wangen und schluchzte. Dann reichte sie nach Landesbrauch auch Salve die Wange hin und schien erstaunt, wie dieser that, als merke er es nicht, ihr nur seinen Gruß zunickte und ihr halb englisch, halb spanisch zurief: „Good evening, Senorita!" Nun erinnerte sie sich erst, daß sie in der Aufregung ihre Mantille vergessen, und lief hastig von ihnen hinweg.

Paolina war die Schwester des Federigo Nunez. Sie, ihre alte Mutter und eine noch ältere Mulattin, welche einst ihre Amme gewesen, bewohnten das Haus ganz allein. Bald trat sie wieder ein und brachte auf einem Brette Licht, Brod, Wein und Früchte. Sie setzte sich zum Tisch, legte den Arm auf die Schulter des Bruders und hörte theilnehmend an, was Jener mit lebhaften Geberden erzählte. Sie mußte wohl meinen, daß die Beiden halb verhungert seien; denn unaufhörlich schob sie ihnen das Brod zu.

Während Federigo erzählte, schien ihr Gesicht der lebende Spiegel seines Berichtes. Plötzlich überzog eine leidenschaftliche Blässe ihr Antlitz und die schwarzen Augen blitzten. Sie stieß gewaltsam mit der Hand in die Luft, als ob sie einen Dolchstich ausführte, und lachte mit zurückgeworfenem Nacken höhnisch triumphirend, so daß ihre Zähne hervorschimmerten. Salve merkte, daß der Bruder in Montevido Einen oder den Anderen getödtet habe, vermuthlich um sich zu retten, und daß er befürchtete, die Polizei in Rio sei davon unterrichtet.

Salve saß und betrachtete Paolina. Sie war ein elastisch schlankes Weib, anmuthig und mit schwellenden Formen, eine dunkle Schönheit von jenem Schlag, welchen blos der Süden besitzt, mit wundersamer Lebhaftigkeit im Antlitz und in den funkelnden Augen. Allein das Mienenspiel, welches an den Bruder gemahnte, kam ihm unweiblich vor, und schon hatte die Art ihn abgestoßen, wie sie mehrmals den Blick auf ihm ruhen ließ. Wieso es geschah, wußte er nicht; jedoch plötzlich wurde ihm Elisabeth's tiefes, reines, nordisches Gesicht so gegenwärtig, daß er es wohl hätte zeichnen können.

Das wenig Schmeichelhafte, welches Salve's Miene unwillkürlich ausdrückte, während er diese Vergleichung anstellte, ward zufällig von Paolina bemerkt, welche ihm eben in ihrer feurigen Art für Alles danken wollte, was er, wie sie gehört, für ihren Bruder gethan. Einen Moment stutzte sie und schwankte; etwas Bleiches, Heftiges zuckte in ihren Zügen auf und das Auge blickte ihn ganz eigenthümlich an. Sie trat zu ihm hin, ergriff seine Hand, so wie sie ihn es bei der Begrüßung hatte thun sehen, und sprach dann ziemlich kalt einige Worte, welche ihren Dank bedeuten sollten. Sie sah ihn auch nicht an, als sie ihm gute Nacht wünschte, sondern weckte blos das alte Mulattenweib, welches ihnen im Nebengemach ein paar Binsenbetten bereitete. Federigo war indessen zur Mutter hineingegangen und er hörte, daß mit Eifer geredet wurde.

In Salves Gemüth war nun unerwartet wieder heraufbeschworen, was er am liebsten vergessen hätte, und lange Zeit lag er mit seinen schweren Gedanken an Elisabeth wach. Dann aber träumte er, er sei in ein Schlangennest gerathen und bestehe einen ernsten Kampf mit einer großen Schlange, welche aus der Luft herab, von Dach und Wänden nach ihm stach und in deren funkelnden Augen er schließlich die Augen Paolina's erkannte.

* * *

Die Senorita war, hieß es, diesen Vormittag mit der alten Mulattin ausgegangen, um Einkäufe zu machen, und zu beobachten, inwieweit man Nachforschungen anstellte.

Geleitet von dem Wunsche, sich seiner Umgebung anzupassen, zeigte sich Salve in dem feinen, blauen Tuchanzuge, welchen er in seinem Bündel zugleich mit anderen Sachen und dem Gelde mitgebracht, das er sich von der in Montevideo ausgezahlten Löhnung erübrigt hatte. Daß er sich in der schmucken Seemannstracht gut ausnahm, bemerkte er an der Ueberraschung, mit welcher ihn Federigo's Mutter betrachtete, als er ihr vorgestellt ward. Offenbar hatte sie in diesem Freund ihres Sohnes etwas wie einen rohen brasilianischen Matrosen erwartet, eine Menschengattung, welche da unten meistens der niedrigsten Hefe des Volkes angehört.

Die Mutter selbst war ein eingefallenes, pergamentfarbiges altes Weib mit dickem, grauem Haar, welches im Nacken zu einem einzigen Knoten zusammengebunden war. Sie trug an den Fingern massive Ringe und schwere Gehänge in den Ohren. Die kleinen, stechenden Augen sprachen von ausgebrannter Leidenschaft, und ihr Gesicht trug in noch höherem Maße den spähenden Rattenausdruck, welchen manchmal auch die Miene des Sohnes zeigte.

Uebrigens hatte Salve bald entdeckt, daß die Alte dem Trunke zugethan sei. Den größten Theil des Tages verbrachte sie auf der Schattenseite des Hauses oder auf der kleinen Veranda, hatte stets Acachacas mit Wasser neben sich, während sie unablässig rauchte und Cigaretten rollte. Die Geschwister behandelten sie dennoch mit Ehrerbietung, denn offenbar war sie es, welche die Fäden der Unternehmungen leitete, in welche ihre Kinder verwickelt waren. Am Abend um das Ave Maria-Läuten lag sie oft berauscht auf den Knien und drehte den Rosenkranz und murmelte ihre Gebete, worauf sie sich dann gleich in's Bett begab.

Als die Senorita nach Hause kam, vermied sie es immer noch, sich an Salve zu wenden. Wie er bemerkte, übergab sie dem Bruder ziemlich viel Geld, und nun wurde dessen Antlitz, welches den ganzen Vormittag über etwas traurig gewesen, wieder heiter.

„Was hast du meiner Schwester gethan?" fragte Federigo eines Tages lachend. „Sie ist dir nicht gut. — Sie ist gefährlich," sagte er ernsthaft; doch fügte er, gleichsam überlegend hinzu: „So lang du in diesem Hause bleibst, bist du jedenfalls sicher; allein, gewarnt habe ich dich."

Inzwischen begann sich Federigo eben so wie Salve, in dem langen Hausarrest zu langweilen. Am Abend ging er, trotz der Ueberredungskunst seiner Schwester, aus und kam spät heim. Dann war er in düsterer, aufgeregter Laune, und Salve entnahm seinen abgebrochenen Aeußerungen, daß er all' sein Geld im Spiel verloren.

Schon am zweiten Morgen hatte Salve bemerkt, daß im Hause Geldmangel herrschte.

Eines Tages waren beide Geschwister in sehr schlechter Laune. Er hörte sogar, daß sie heftig stritten. Nun führte er in einem passenden Augenblick seinen Entschluß, den er schon vorher gefaßt hatte, aus und übergab Federigo sein ganzes Geld bis auf einen einzigen Silberpiaster, nachdem er fand, daß er seinen Aufenthalt bezahlen müsse.

Dies wurde, obgleich mit Zögern, angenommen, und am Abend war Federigo wieder fort, während Paolina auf der Veranda daheim sitzen blieb.

Die Verschiedenheit der Sprache verhinderte sie und Salve, mit einander zu reden, und Salve war fast froh über diese Scheidemauer, welche ihm die volle Ungenirtheit ließ. Doch hatte Paolina ihn in der letzten Zeit öfter mit einem gewissen Interesse angeschaut und durch den Bruder Fragen an ihn gerichtet. Ihr Vorstellungskreis schien aber Alles eher als reich; denn ihre Fragen liefen stets auf ein und dasselbe hinaus, nämlich, wie die Frauen in seinem Lande aussähen, so daß er bald alle die hiezu nöthigen spanischen Stichworte auswendig wußte.

Während er diesen Abend in seinen Stuhl gelehnt dasaß, ging sie hinter seinem Rücken vorbei und strich, wie zufällig, mit der Hand leicht durch sein Haar. Wäre dasselbe elektrisch gewesen, es hätte Funken gesprüht wie das einer Katze, so zornig war er über diese Annäherung.

Als Federigo heimkam, schleuderte er wüthend seinen Hut auf den Stuhl und trank mit einem einzigen, hastigen Zug das Glas Rum aus, welches er auf dem Tisch stehen sah. Er trug nicht mehr den hübschen Mantel, mit welchem er fortgegangen war.

„Ich habe all' dein Geld verspielt!" rief er, ohne sich länger Zwang aufzulegen, Salve auf englisch zu und äußerte dann mit unangenehmem Gelächter etwas zur Schwester, deren Gesicht bewies, daß sie den Zusammenhang sogleich begriffen hatte.

„Hier ist mein letzter Piaster," sagte Salve rasch und reichte Federigo das Silberstück. „Vielleicht läßt sich damit etwas versuchen?"

„Er hat Glück in der Liebe," bemerkte Paolina verdrießlich und naiv abergläubisch; „er ist verlobt."

Der Bruder balancirte den Piaster auf dem Zeigefinger und übersetzte lachend diese Worte dem Freunde; doch dieser fiel ihm in's Wort und antwortete mit einem ungeduldigen Blick auf die Senorita:

„Ich bin nicht verlobt — werde es nie!"

„Unglücklich in der Liebe!" rief sie jubelnd, „und den letzten Piaster! — morgen gewinnen wir hundert, zweihundert, Federigo!"

Es klang wie ihres Herzens tiefste Ueberzeugung. Sie ergriff eine Mandoline und tanzte einige Pas vor und zurück, während ihre Augen mit einem eigenthümlichen Blick auf Salve ruhten.

„Beeile dich, Federigo, noch heute Abends!" unterbrach sie sich, plötzlich lachend, und warf die Mandoline auf's Sofa; „bis morgen kann er wieder Pech haben!"

Sie ergriff des Bruders Hut, drückte ihm ihn auf die Stirn und trieb ihn lebhaft zur Thür hinaus, indem sie ihn begleitete und ihm das Gartenpförtchen aufschloß.

Während sie und Salve allein da saßen und in dem von der Lampe erleuchteten Gemache warteten, dessen Fenster und Thüren sich der dufterfüllten Mondnacht öffneten, die unter den dunklen Bäumen glitzerte, schenkte Paolina ihm Rum und Wasser ein und begann ihm Cigaretten zu drehen — eine Kunst, in welcher sie ihn, nach ihrem Gelächter und ihrer Miene zu schließen, sehr unbeholfen fand. Sie war fieberhaft erregt und flog jeden Moment zum Gartenpförtchen hinab.

Salve saß ruhig da und rauchte und nippte an seinem Glase, während sie sich, den Nacken gegen das Gesimse gestützt, in einem Rohrstuhle wiegte und ihn ansah. Er hörte sie seufzen und mit leiser Schmeichelstimme sagen:

„Ich fürchte, Federigo hat Unglück!"

Salve war nicht so dumm, um nicht den geheimen Sinn dieser Worte zu verstehen. Er bemerkte auch ganz gut, daß sie schön war, wie sie so mit den Händen um's Knie dasaß und den graziös geformten Fuß vorstreckte; aber er hatte nur ein Gefühl des Aergers darüber, daß solch' eine brasilianische Dirne es wagen konnte, sich mit Elisabeth in eine Linie zu stellen. Er schleuderte plötzlich die Cigarre weg und ging, ohne seinen Unwillen zu verhehlen, in den Garten hinab.

Er haßte die Weiber, seitdem die Eine, welche er liebte, ihn getäuscht hatte, und ging mit seinen gewöhnlichen, hastigen Schritten auf und ab.

Und er ging noch, als Federigo heimkam — mit seinem Mantel um die Schultern und einem Sack unter dem Arm, triumphirend und erhitzt.

„Nahezu dreihundert Piaster!" rief er und durchmaß den Garten in drei, vier Schritten. Im Gemach lag die Schwester und schlief.

Bei dieser Mittheilung sprang sie in Ekstase empor, und Salve sah die beiden Geschwister das Silber mit kindischer Freude auf dem Tische ausbreiten und in drei Theile theilen. Da aber Salve durchaus nicht zu bewegen war, mehr als einen einzelnen Piaster zurückzunehmen, kam in den Blick der Senorita etwas fast demüthig Bewunderndes. Sie begriff diese Aufopferung nicht, doch ahnte sie darin eine verborgene Ueberlegenheit. Nach kurzem Bedenken streckte sie die Hand hin und sagte:

„Senor, geben Sie mir den Piaster, welchen Sie in der Hand haben; ich gebe Ihnen einen anderen zurück!"

Salve gab ihr denselben und sie küßte die Münze zu wiederholtenmalen.

„Mit diesem spiele ich morgen Abends!" rief sie froh und barg den Piaster im Busen.

Sie gewann auch wirklich und kam strahlend zurück.

Salve konnte nichts Anderes entdecken, als daß die Familie geradezu vom Spiel lebte. Außerdem hatte der Sohn Verbindungen mit irgend welcher Partei und schien Aussicht zu haben, in einem Frei-Corps Officier zu werden, wenn eine Erhebung zu Stande kam.

Ehe die Senorita mit ihren Aufmerksamkeiten begann, hatte sich Salve in der Einsamkeit des Landgutes ziemlich wohl befunden; aber nun, da sie augenscheinlich seinethalben den ganzen Tag daheim war und sich schmückte und auf jede Art kokettirte, wurde ihm der Aufenthalt unerträglich. Kaum war daher die „Juno" endlich abgesegelt, so erklärte er, er wolle zum Hafen hinab und eine Heuer suchen.

Die Senorita erbleichte, faßte sich aber bald und that sogar scherzhaft.

Ihr Bruder überredete jedoch Salve, seinen Beschluß erst um drei Tage später zur Ausführung zu bringen und vorher der Zusammenkunft eines Theiles seiner Parteifreunde beizuwohnen, welche sich bei Nacht in einer Vorstadt treffen wollten.

Am Abend, als der Bruder, wie gewöhnlich, fortgegangen war, um zu spielen, saß Paolina auf der Thürschwelle. Ihr reiches Haar war aufgelöst; sie sah schmachtend aus und klimperte ab und zu auf der Guitarre, indem sie unter leisem Summen ihre schwarzen Augen auf ihn heftete.

Salve, welcher in der Stube saß, fühlte sich gewissermaßen belagert; er hatte die größte Lust, an ihr vorbei in den Garten hinabzugehen; allein sie nahm den ganzen Platz in der Thür ein, und er wußte, es würde übel aufgenommen werden. Das einzige Zeichen, daß ihm die Situation nicht gefiel, war, daß er heftig dampfte.

„Du willst fort?" sagte sie endlich mit wehmüthigem, fast flehentlichem Tone.

„Ja, Senorita!" antwortete er so recht aus Herzensgrund; denn er war ärgerlich und gelangweilt.

In demselben Moment griff sie in den Busen und sprang auf. Ein Stilet, welches sie mit der Hand hinausschleuderte, sauste knapp an seinem Ohre vorbei und blieb gerade neben seinem Kopfe zitternd in der Wand stecken. Noch war ihr elastischer Körper in Bewegung; das Antlitz war bleich und die Augen blitzten — da beugte sie sich plötzlich nach rückwärts und lachte.

„Bist du erschrocken?" rief sie. Salve sah eben nicht so aus; er war, kalt erbittert; doch außer Stande, sich im Kampf mit einem Weibe zu denken, ließ er das Stilet in der Wand stecken, obgleich er anfangs es hatte ergreifen wollen.

„Nun schau her!" sagte sie, indem sie rasch herzusprang und das Messer herausriß. Und nun begann sie lachend ein- um's anderemal das Stilet nach verschiedenen Stellen der Mauer zu werfen, welche sie auch immer auf's Haar genau traf.

„Du warst erschrocken, gesteh' es nur!" sprach sie neckend und setzte sich, noch heiß von der Bewegung an diesem warmen Abend neben ihn hin. Sie schaute ihm in's Gesicht, indem sie die Wange in die Hand legte und den Elbogen auf den Tisch stützte.

„Früher warst du erschrocken und nun bist du böse. Sind die Frauen in deinem Lande denn nicht so?"

Salve sah sie eiskalt und abweisend an. „Nein, Senorita!" versetzte er kurz und ging in den Garten hinab.

Drinnen ergriff sie wieder die Guitarre und begann für sich selbst heftig zu derselben zu summen. Es war nicht länger ein Tanz, sondern etwas Drohendes, wie es auch in ihren Augen lag, während sie die Melodie gewissermaßen durch die Zähne zischte.

Doch später, Abends, kam sie mit kokettem Lächeln hin zu ihm und reichte ihm nach Landesbrauch eine Cigarette, welche sie selbst angeraucht hatte. Als er dieselbe etwas ungalant zurückwies, rief sie wild, indem sie mit dem Fuß aufstampfte:

„Senor!"

Allein gleich faßte sie sich wieder und sagte mit scheinbar gutmüthigem Lachen etwas, das wohl bedeutete, sie merke, auch dies sei nicht Brauch in seinem Lande.

Salve fühlte sich wahrhaft erleichtert, als der Bruder wieder heimkam und erzählte, jene Zusammenkunft werde am nächsten Abend stattfinden.

* * *

Federigo führte seinen Freund in eine elend erleuchtete Kneipe mit zwei, drei neben einander liegenden Zimmern. Männer aus sehr verschiedenen Gesellschaftsclassen, darunter viele von militärischem Wesen, in zerschlissenen Uniformen, füllten die zwei inneren Räume.

Jedoch im äußeren Gemache sah Salve sogleich beim Eintreten mehrere Seeleute, welche ihm wegen seiner Seemannstracht zunickten; es schienen Yankees zu sein.

Alle tranken Acachacas und der Tabaksrauch schwebte über dem Ganzen wie ein Nebel, aus welchem ein betäubender Lärm und Stimmengewirr ertönte.

Salve wurde von seinem Freund an einen langen Tisch gesetzt, zwischen braune, bärtige Männer mit großen Hüten, Lederbeinkleidern und Sporen. Die Gesellschaft gefiel ihm nicht — die Leute glichen alle berittenen Ochsentreibern, wie er sie in Montevideo gesehen, vielleicht aber noch mehr Banditen, schien ihm.

„Sie gehören zu Mendez' Freicorps," flüsterte Federigo und stellte Salve dem Anführer vor, welcher am Tisch-Ende saß. Es war ein kräftiger Geselle mit rothbraunem Gesicht, dickem, schwarzem Knebelbart und lebhaften, kleinen Augen, welche ihn wiederholt musterten. Hie und da stießen die Anderen ihre Gläser zusammen und riefen: „Nieder mit Fejo!" doch hielten sie sich vorläufig noch ruhig; sie warteten auf den Capitano.

Allein bald wurden sie unter dem Einflusse des Getränkes lauter, und mehrere von ihnen begannen mit einander zu spielen.

An verschiedenen Tischen saßen Leute desselben Kalibers. An anderen, welche von theilweise besser gekleideten Personen aus der Stadt besetzt waren, führte man nur leise geflüsterte Gespräche und schien ängstlich. Man war offenbar ungeduldig, weil der Capitano nicht kam.

Die heftigen Ausrufe, das Gelächter, der Lärm nahmen zu. Schon sah man berauschte Gesichter, hörte da und dort streiten und auf den Tisch schlagen. Federigo, welcher viele Bekannte fand, hatte sich unter die Menge gemischt und Salves Nachbarn spielten eifrig Würfel, wobei sie kleine Silberstücke aus schweren Lederbeuteln herausgruben, welche für ganz andere Summen als für ihren jetzigen eingehutzelten Inhalt bestimmt schienen. So niederträchtige, geldgierige Physiognomien, wie sie ihn nun umgaben, meinte Salve noch niemals auf einem Fleck beisammen gesehen zu haben, und damit war auch sein Entschluß fertig, mit diesen Leuten nichts zu thun haben zu wollen. Es galt nur, ihnen mit heiler Haut zu entschlüpfen, und Salve tastete nach der Brusttasche, wo sein Messer stak.

Einer der Nordamerikaner, welche ihn vorhin gegrüßt, kam nun auf ihn zu und lud ihn ein, sich zu ihnen zu setzen; allein Salve fühlte sich unter Aufsicht und schlug vorläufig ab.

Da sah er zu seiner Ueberraschung die Senorita in elegantem Kopfputz beim Spieltisch stehen. Sie spielte sehr leidenschaftlich und verlor einen Einsatz nach dem anderen. Der Wirth, welcher selber dem Spieltische präsidirte, war ein großer, magerer Portugiese mit langem, gelbem Gesicht und nahezu haarlosem Kopf. Er betrachtete Paolina die ganze Zeit mit demüthig-süßem Bedauern. Aergerlich hielt sie endlich inne und winkte ihm trotz aller Eile ziemlich gebieterisch auf die Seite.

Sie redeten Beide eifrig mit einander und Salve fing dabei einen Blick auf, den sie ihm hastig zugeworfen, und dieser Blick machte ihn nachdenklich. Sie war von unnatürlicher Blässe. Salve sah noch, wie sie dem Portugiesen zum Schluß ihre Hand gab, welche dieser mit glückseliger Miene küßte, und dann war sie plötzlich verschwunden.

Das Gesicht des Wirthes leuchtete den ganzen Abend und er verbeugte sich schelmisch vor Federigo, als er am Spieltisch vorbeiging. Als Federigo wieder einen Moment zu Salve kam, flüsterte er etwas höhnisch:

„Ich glaube, meine Schwester hat heute Abend ihre Seele verkauft und sich mit dem reichen Antonio Varez verlobt; — gratulire uns, mein Freund!"

Salve bemerkte, daß sich der Wirth nun wiederholt mit dem Manne am Tisch-Ende in ein Gespräch einließ und ihn tractirte, sowie auch, daß dieser ihn verstohlen auf eine Art anblickte, welche für Salve Alles eher als behaglich war.

Inzwischen verlor der Amerikaner, ein großer, kräftiger Mann mit einem blonden Bart um das harte Yankeegesicht und einem Stückchen Goldtresse auf dem Jackenärmel, beim Spieltisch eine Doublone um die andere.

„Das ist falsches Spiel, Junge!" rief er auf englisch Salve zu, mit dem er offenbar sich einlassen wollte.

„Glaube selbst," antwortete Salve, „schlimmes Nest, das!"

„Was für ein Landsmann bist du?"

„Norweger."

„Ah! Norwayman! — Gute Seeleute! — In Rio durchgebrannt?" fragte er lachend, als ob sich das von selbst verstehe. „Soll ich für dich spielen?"

„Habe kein Geld."

„Da hast du eine Guinee auf die Heuer an Bord von „Stars and Stripes" nach Valparaiso und Chincas!" rief der Yankee immer noch lachend, so weit man das durch den Lärm hören konnte, und warf ein Goldstück auf den Tisch, das aber gleich verloren ging.

Er wendete sich um, und indem er die Hand an den Mund legte, rief er:

„Noch eins auf die Heuer!" — Das nächste Goldstück hatte das gleiche Geschick.

„Noch eins auf die Heuer!" erscholl es, und mit demselben Erfolg.

Salve fühlte plötzlich Abscheu vor diesem flotten Spieler, welcher ungebeten auf seine Rechnung verlor — des Mannes Physiognomie kam ihm in all' deren Lustigkeit durchaus nicht ansprechend vor und er rief scharf protestirend hinüber: „Spiel' für dich selber, Yankee!"

Dieser schien aber auf diesem Ohr nicht hören zu wollen, sondern wiederholte blos mit kaltblütigem Nicken:

„Noch eins auf die Heuer!"

Nun war Salves Geduld zu Ende. Die ganze Zeit über war er in den engen Raum zwischen Bank und Wand geklemmt und von den Leuten zu beiden Seiten genirt dagesessen, so daß er nicht heraus konnte. Doch nun flog er mit einem gewaltigen Griff nach der Schulter seines Nebenmannes über den Tisch und hin zu dem unverschämten Yankee; — er fühlte einen unbändigen Drang, sich von Allem zu befreien, in was er verwickelt war, und sich auf die Straße durchzuschlagen.

In diesem Augenblicke ertönte vom äußersten Zimmer der Ruf: „Die Polizei!" und die Lichter verlöschten draußen. Gleich darauf gingen sie auch in dem Raume aus, in welchem Salve gerade heftig auf den Amerikaner losfallen wollte, der sehr überrascht war, ihn vor sich stehen zu sehen.

Aber dies feindliche Verhältniß verwandelte sich gleich in ein freundlicheres. Denn Salve, welcher den Wirth eilfertig auf sich hatte zukommen sehen, fühlte sich mitten in der Verwirrung und im Dunkel von ein paar Männern ergriffen und nach einer anderen Thür gedrängt, als zu jener, wohin er merkte, daß die Uebrigen strömten, und welche der Ausgang war.

„Yankee, zu Hilfe! — Hier gibt's Schurkenstreiche! Die kleine Thür rechts!" rief er voll Geistesgegenwart, während man hinter ihm die Thür zuschlug.

Man befestigte ein Tuch um seinen Mund, schlug ihn hart zu Boden und band ihm Hände und Füße und hierauf schob man ihn in einen dunklen Seitenraum, wie ihm schien, hinter einen Kasten, den man aufschloß und welcher den Eingang bildete.

„Hm," sagte der Yankee kalt zu sich selbst; „ich will doch nicht hoffen, daß die Heuer flöten geht!" und begab sich ruhig hinaus, um Hilfe von der Polizei zu erlangen, bei welcher er ja nichts außenständig hatte.

Salve war überzeugt, die flüsternde Stimme der Senorita vernommen zu haben.

Gleich darauf hörte er das Schloß des Schrankes aufgehen und sah sie selbst dastehen und vor sich herableuchten. Sie schaute ihn schadenfroh an und verschüttete dabei mit Hohn vom Oel in sein Gesicht. Während sie ihn betrachtete, wurde der Ausdruck ihrer Züge gräulich wie der einer rachgierigen Tigerin, welche es aufschieben muß, sich ihrer Raserei hinzugeben; sie warf die Thür in's Schloß und eilte hinaus.

Salve lag da, die Hände solid auf den Rücken gebunden; allein der ungewöhnlichen Schlauheit, die er besaß, gelang es doch endlich, das Messer aus der Brusttasche fallen zu machen und damit die Bande aufzuschneiden.

Er stand nun mit dem Messer in der Hand und lauschte.

Nicht lange dauerte es, so hörte er die Stimme des Amerikaners und der Polizei, die ihn zu suchen schien. Darauf begann er zu rufen, und im nächsten Moment war er befreit.

(Fortsetzung folgt.)

Anzüglich. — Astronom: Meine Damen und Herren, wenn sie heute Abend den großen Bären betrachten wollen, so kommen Sie nur in mein Cabinet.

Missionen in der Türkei.

Fast in einer jeden Sonntagsschule in den Ver. Staaten wird Geld gesammelt, um die Missionen in „Heidenländern" zu unterstützen. Besonders in Asien gibt es eine Menge amerikanischer Missionsanstalten, doch ist ihre Wirksamkeit nicht immer eine erfolgreiche. Der „Bicyclist" Stevenson, der kürzlich Kleinasien, Indien, China und Japan besucht hat und schon als Schulknabe jede Woche einige Cents für Missionszwecke beigetragen hatte, ist sogar der Ansicht, daß sie ihren Zweck vollständig verfehlen. Ein Mohamedaner lasse sich einfach nicht zum Christenthum bekehren; viel eher gingen die Christen zum Islam über. Die Missionäre thun allerdings ihre Pflicht und Schuldigkeit, aber sie sind nicht im Stande, gegen die hartnäckigen Muselmänner anzukämpfen.

Der Reisende erzählt mehrere interessante Beispiele von Glaubensbekehrungen, die er während seiner Fahrten im fernen Morgenlande zu hören Gelegenheit fand. In Teheran in Persien machte er die Bekanntschaft eines Franzosen, der sich zum Glauben Mohameds bekehrt hatte. Der Mann stand in Diensten der persischen Regierung und liebte es, mit „Eclat" aufzutreten. Jedesmal, wenn er auf der Straße erschien, folgte ihm in respectvoller Entfernung ein greiser Diener nach. Später ersetzte er denselben durch einen blutjungen, hübschen Pagen, dessen Gesicht vollständig weibliche Züge zeigte. Einige Monate lang war der Page der stete Begleiter des Franzosen, dann hörte er auf einmal auf, sich mit ihm auf der Straße zu zeigen. Die Leute munkelten von Mord und Todtschlag, und eine Deputation einflußreicher Mollahs begab sich zu dem Franzosen in's Haus und forderte ihn auf, ihnen den Pagen vorzuführen. Sie wollten es nicht dulden, daß einem ihrer Glaubensgenossen Unrecht geschehe.

Der Franzose wollte anfänglich der Aufforderung keine Folge leisten, die Mollahs wurden jedoch so drohend, daß er sich schließlich gezwungen sah, ihrem Verlangen nachzugeben. Da stellte sich denn die interessante Thatsache heraus, daß der Page eigentlich ein Mädchen war, welches sich in interessanten Umständen befand und aus diesem Grunde nicht mehr in der Lage war, ihren „Herrn und Gebieter" auf der Straße zu begleiten.

Die Mollahs wußten bald genug Rath. Sie forderten den Franzosen auf, sich zum mohamedanischen Glauben zu bekehren, und das Mädchen zu heirathen, wenn ihm sein Leben lieb sei. Der Bedrohte verstand sich dazu, wurde Muhamedaner und der Gatte seines „Pagen", und trägt sich jetzt mit der Absicht, sich einen kleinen Harem anzulegen.

In der Provinzialstadt Miana im westlichen Persien traf der Reisende einen anderen Europäer, der sich gleichfalls zum mohamedanischen Glauben bekehrt hatte. Ein Mann mit urdeutschem Gesicht, jedoch in mohamedanischer Kleidung, trat dem Reisenden im Telegraphenbüreau der Stadt entgegen. Die Beiden schlossen bald mit einander Bekanntschaft, und der sonderbare Mohamedaner erzählte seine Schicksale. „Ich bin," so sagte er, „von Geburt ein Deutscher, wohne aber schon seit langen Jahren hier in diesem Lande. Ich wußte, daß ich mich besser stehen würde, wenn ich mich zum Glauben Mohameds bekehrte. Daher erklärte ich mich zu dem Glaubenswechsel bereit und erhielt daraufhin vom Schah den Namen Mirza Abdul Karim Khan und einen recht einträglichen Posten, der es mir ermöglicht hat, mir einen kleinen Harem anzulegen. Ich glaube, daß ich bald ein noch besseres Amt bekommen werde."

Der Muselmann war mit seinem Schicksal offenbar sehr zufrieden.

In der Nähe von Erzingan in Persien traf der Reisende auf einen alten Türken, der sich von den Missionären hatte bereden lassen, zum christlichen Glauben überzugehen. Er war früher ein einflußreicher Mann gewesen, der in seine Heimath eine große Rolle spielte. Sobald es bekannt wurde, daß er den Glauben seiner Väter aufgegeben hatte, wurde sein gesammtes Besitzthum vom Pascha confiscirt. Der arme Mann sah sich seinem Ruin nahe und wandte sich an seine Bekehrer, die Missionäre, um Hilfe. Die geistlichen Herren, die sich bewußt waren, daß sie an dem Unglück des Mannes bis zu einem gewissen Grade die Schuld trugen, remonstrirten beim Pascha und versuchten dem Manne wieder zu seinem Eigenthum zu verhelfen, sie hatten aber damit keinen Erfolg. Der Pascha wollte das confiscirte Eigenthum nur dann wieder herausgeben, wenn der Neubekehrte wieder zum mohamedanischen Glauben zurückkehre.

Der alte Türke wollte indessen von seinem neuen Glauben nicht lassen, trotzdem man ihn in's Gefängniß steckte und ihm für sein „Verbrechen" Peitschenhiebe verabfolgte. Er blieb seinem neuen Glauben treu, ist aber in Folge der Verfolgungen, die er zu erdulden hatte, ein Bettler geworden, der von der Gnade der Missionsgesellschaften abhängt. Diese Beispiele erklären, warum das Christenthum unter den Mohamedanern keinen Fuß faßt. Wollte auch Jemand im „Morgenlande" Christ werden, dann würde er sich bald solchen Verfolgungen ausgesetzt sehen, daß ihm das Leben dadurch verleidet werden würde. So zieht er es vor, Mohamedaner zu bleiben.

Die Größe von Texas.

Ueber die Größe von Texas jubelt die in Fort Worth erscheinende „Gazette": „Der Flächeninhalt von Texas übertrifft den Flächeninhalt von ganz Neu-England, New York, Pennsylvanien, Ohio, Illinois, New Jersey und Delaware zusammengenommen.

Texas ist mehr als viermal so groß, wie ganz Neu-England.

Texas würde 241 Staaten von der Größe Rhode Islands, nahezu sechs Staaten von der Größe New Yorks, nahezu neun Staaten von der Größe Süd-Carolinas oder fast sieben Königreiche von der Größe Portugals geben.

Texas ist so groß, wie Großbritannien und Irland, die europäische Türkei, Portugal, Griechenland und die Schweiz zusammengenommen.

Texas würde mehr als drei Staaten von der Größe von Kansas ergeben.

Texas ist so groß, wie das deutsche Reich und Alabama zusammengenommen.

Das Land, welches jetzt in den ganzen Ver. Staaten thatsächlich mit Mais, Weizen, Hafer, Heu und Baumwolle bestellt wird, beträgt 272,500 Quadratmeilen.

Die gesammte Weizenernte der Ver. Staaten könnte auf vorzüglichem Weizenlande, das in dem Theile von Texas, um welchen dieser Staat das deutsche Reich übertrifft, ausgewählt wird, wachsen.

Die gegenwärtige Gesammtbaumwollenernte in der ganzen Welt könnte auf einem Stück Land gezogen werden, das nur 7 Procent des Gebietes von Texas ausmacht.

Der Mann ist noch nicht geboren, welcher auch nur annähernd sich die zukünftige Größe dieses Riesenstaates ausmalen kann, aber die Wahrscheinlichkeit ist da, daß nach dem Census des Jahres 2000 Texas mehr Nationalabgeordnete im Congreß haben wird, als jeder andere Staat in der Union."

— Eine Erinnerung von 1870—71. In der „Weser-Ztg." lesen wir: Unsere Leser erinnern sich selbstverständlich jener Geiseln aus Dijon, welche im Herbst 1870 nach Bremen gebracht wurden, weil Deutschland eine Repressalie gegen die wider das Völkerrecht gehende Gefangensetzung deutscher Schiffskapitäne in Frankreich ausüben wollte. Jene Leute haben unter uns gelebt, und wenn nicht einer von ihnen eine nicht von Wohlwollen und Wahrheitsliebe zeugende Schrift über den Aufenthalt in Bremen veröffentlicht hätte, so hätte man schwerlich Veranlassung, ihrer in freundlicher Erinnerung zu gedenken. Heute erhalten wir merkwürdigerweise von einem dieser Bürger aus Dijon, der jetzt nach Paris übergesiedelt ist, einen Brief, in welchem er an jene Gefangenschaft erinnert, uns auch erzählt, daß seine Frau freiwillig seine Gefangenschaft getheilt habe. Diese Heldentat, welche in dem Briefe stark herausgestrichen wird, scheint der Dame zu Kopfe gestiegen zu sein, denn sie hat, wie ihr Gemahl uns mittheilt, ein Schreiben an den Kaiser Friedrich gerichtet, in welchem sie ihm zur Herbeiführung eines herzlichen Friedens zwischen Deutschland und Frankreich empfiehlt, Elsaß-Lothringen an Frankreich zurückzugeben. Wir werden von dem Gemahl gebeten, das Schreiben zu veröffentlichen, glauben aber, solchem Wunsche nicht entsprechen zu sollen, da wir weder von der Güte des Vorschlages, noch von der Bedeutung der Verfasserin jene hohe Meinung haben, welche das Ehepaar selber verräth.

— Ein schauerliches Verbrechen, das in Triest verübt wurde, kam zur Kenntniß der Pester Polizei. Vor einigen Tagen wurde in Triest der Pester Kaufmann Johann Szimics verhaftet, weil er seine Hauswirthin bestohlen hatte. Der Szimics gestand nun, daß ein entsetzliches Verbrechen sein Gewissen belaste und erzählte Folgendes: Er habe in Triest ein Südfrüchte-Versandtgeschäft gehabt; da dasselbe schlecht ging, habe er sich aus der Geschäftskasse 150 Gulden angeeignet, woraufhin ihm seine Geschäftstheilnehmer mit gerichtlicher Anzeige drohten. „Um der Schande zu entgehen" — erzählt Szimics — „sann ich auf einen Ausweg. Einige Tage später erhielt ich durch Zufall Kenntniß davon, daß ein Praktikant der mir bekannten Triester Firma Giacomo Eisner in einem Bankinstitute einen größeren Geldbetrag zu beheben habe. Ich lauerte dem jungen Manne auf der Straße auf und sagte ihm, er möge sich einen Brief, der für seinen Chef bestimmt ist, aus meiner Wohnung abholen und seinem Chef übergeben. Der Praktikant folgte mir bereitwillig in meine, Via Valderivo No. 15, befindliche Wohnung. Kaum hatte er mein Zimmer betreten, als ich ihn überfiel und ihm mit einem scharfen Taschenmesser mehrere Stiche in den Hals und in die Brust versetzte. Wohl setzte sich der Ueberfallene zur Wehre und zog auch sein Messer, mit dem er nach mir stach, allein es nützte ihm nichts; ich schnitt ihm, als er bewußtlos zu Boden gefallen war, den Hals ab und raubte ihm das in dem Portefeuille befindliche, bei der Bank behobene Geld, sowie eine goldene und zwei silberne Uhren." Im weiteren Verlaufe seines Verhörs gab Szimics an, er habe gleich nach Verübung des Verbrechens den Leichnam in seinem Kleiderkasten und später in einem Koffer verborgen, den er aus dem geraubten Gelde gekauft hatte. Einen ganzen Monat hindurch schlief Szimics in seinem Bette, das sich neben dem Leichnam bergenden Koffer befand. Um den Leichengeruch zu entfernen, beschüttete er den Leichnam täglich mit Karbolsäure. Die Pester Polizei glaubte, da Szimics vollkommene Kaltblütigkeit bewahrte, es mit einem Irrsinnigen zu haben. Allein die Angaben des Szimics bestätigten sich in vollem Umfange; in seiner Wohnung in Triest wurde — auf von Pest erfolgte Anregung hin — der Leichnam seines Opfers, des 17jährigen Comptoiristen Grimme gefunden. Das Zimmer in Triest hatte Szimics bei seiner Abreise verschlossen und den Schlüssel mitgenommen, wogegen seine Vermietherin nichts einzuwenden hatte, da er bis zum 1. Mai vorausbezahlte.

— Ueber die letzten Augenblicke der Hohenzollernkönige dürften einige Mittheilungen interessant sein. Friedrich Wilhelm I. sträubte sich erst gegen den Gedanken, daß der Tod herannahe und starb mit einem frommen Spruch auf den Lippen. Sein Sohn, Friedrich der Große, starb, einsam wie er gelebt, ohne die tröstende Nähe eines Verwandten. Als in der Nacht vom 16. bis 17. August 1786 die Uhr im Krankenzimmer die elfte Stunde schlug, fragte er deutlich: „Was ist die Uhr?" und fügte hinzu: „Um vier will ich aufstehen!" Dann übermannte den König sein Krampfhusten. Die Lakaien setzten ihn auf einen Lehnstuhl, und nachdem er ein Husten stillendes Mittel genommen, sprach er seine letzten Worte: „So, das wird gut sein." Dann verlor er die Besinnung. Nicht so ganz einsam wie sein großer Oheim, aber doch fern von seinen nächsten Angehörigen, starb Friedrich Wilhelm II. Nur wenige Mitglieder des königlichen Hofstaates waren Zeuge vom Ende des Königs. Der Sterbende rang fortwährend nach Luft. Endlich hob er beide Arme empor und rief dabei: „Der Tod ist doch bitter!" Dann verschied er. Sein Sohn, König Friedrich Wilhelm III., ging ohne schweren Todeskampf hinüber, aber an jenem denkwürdigen Pfingsttag des Jahres 1840 war die Familie des allverehrten Monarchen um ihm versammelt. Sein Schwiegersohn, Kaiser Nikolaus, war im Palais eingetroffen, und als er, über das Bett gebeugt, ihn fragte, wie es ihm ginge, antwortete der König auf die französische Frage: „cela va très-mal." Die königliche Familie stand um das Lager des Sterbenden, während der Kronprinz und die Fürstin von Liegnitz seine Hände ergriffen und ihren letzten matten Druck erwiderten. Friedrich Wilhelm IV. und sein kaiserlicher Bruder sind im Zustand der Bewußtlosigkeit gestorben, und man weiß von ihnen keine Worte zu melden, die sie sprachen, ehe sie ihre Seele aushauchten. Noch ist das Wort nicht verbürgt, das Kaiser Wilhelm gesprochen haben soll: „Ich habe jetzt keine Zeit, müde zu sein." Charakteristisch genug wäre es für den Monarchen, der wie Friedrich der Große der erste Diener des Staates war. Aber als letzte Worte des verblichenen Kaisers Wilhelm wird die Geschichte sicherlich jene bewahren, welche nach dem Zeugniß Bismarcks der Kaiser einen Tag vor seinem Tode zu seinem Kanzler gesprochen: wie ihn, als es die Sicherstellung der Zukunft des Deutschen Reiches galt, dieser Beweis der Einheit der gesammten deutschen Nation, wie er durch die Volksvertretung verkündet worden ist, gestärkt und erfreut hat.

— Kindliche Einbildungskraft. — Mutter: Aber Elschen, willst Du denn nicht zuerst das Stückchen Kuchen essen und nachher das große Butterbrod? — Elschen: Nein, Mama, ich esse zuerst mein Butterbrod; wenn ich das aufgegessen habe, dann bin ich satt und wenn ich dann noch das Stückchen Kuchen esse, so denke ich, ich habe mich am Kuchen so satt gegessen!

Münchener Hofbräuhaus-Schnadahüpfle.

Von Gemming.

Gestern war i bsuff'n
Und heut bin i's a —
Morg'n wer' i's wieder
Und übermorg'n a!

* * *

Im Ural giebt's Goldbrocken —
In Sibirien giebt's Füchs —
In Cayenne wachst der Pfeffer
Wo's kei Bier giebt — giebt's nix!

* * *

Und i und mei' Rausch
San stets auf'n Tausch —
Und den Rausch den hab i
Und der Rausch, der hat mi!

* * *

Die Bänk drunt im Hofbräu
Die san voller Pech —
Der Stoff ist vorzüglich
Da kummst nimmer weg!

* * *

Sei stad — i hör klopfen —
Jetzt gehts eam an Kragn —
Den Schenkkellner hör i
A neues Faßl obschlag'n!

* * *

Die Kellnerin hat Praz'n
Die schleppt glei 12 Maß —
Und 13 kann's saufen
Dös is ihr a Gschpaß!

* * *

Is versoffen mei' Geld
Na is a nöt weit gfehlt —
I versauf halt mein Rock
Und mein Huat, mein Stock!

* * *

Wenn's schneit, so schneit's weiß —
Und wenn's gfriert — so gfriert's Eis —
Und daß i heut mein Rausch no krieg
Dös is nix Neus!

* * *

Tropfenweis trinkt ma nöt
Na Bua, dös thuat ma nöt
Hofbräubier — kriegst nöt gnua
Dalketer Bua!

* * *

Sauf i an dem Bier mi —
Nöt heut noch zu todt —
Holt's vier Packträger her —
Die mi hoamtrag'n zur Noth.

* * *

A frische Kellnerin
A frische Maß
A frische Musi
A frische G'sellschaft —
Dös is halt mei' Gschpaß!

Spruch.

Die Hälfte dessen, was du weißt,
Verdankst du eines Ander'n Geist;
Die and're Hälfte, lieber Mann,
Auf die kommt's ganz besonders an.

Der Ruf.

Schlecht steht er fest zu allen Zeiten,
Gut muß man stets ihn neu erstreiten.

— Schlau. Der Herr Conditor Meyer stand vor seinem Buffet und betrachtete betrübt die große Menge von Apfelkuchen, die schon begannen altbacken zu werden, denn das Geschäft war in den letzten Tagen ganz außerordentlich schlecht gegangen. Plötzlich zuckt ihm ein Plan durch den Kopf. Er setzt sich an den Tisch und schreibt: „Reelles Heirathsgesuch. Ein junger Mann von angenehmem Aeußern und mit einem bedeutenden Vermögen sucht, da es ihm an Damenbekanntschaft fehlt, auf diesem Wege eine Lebensgefährtin; er sieht nicht so sehr auf Vermögen und Schönheit, als auf einen guten Charakter. Junge Damen, welche geneigt wären, ihr Schicksal mit dem seinigen zu verbinden, werden ersucht, sich heute Nachmittag um 3 Uhr in der Conditorei des Herrn Meyer einzufinden. Erkennungszeichen: „Man speist ein Stück Apfelkuchen." Einige Minuten nach drei Uhr waren bereits sämmtliche Apfelkuchen aufgezehrt.

— Eingegangen. Einjähriger Schlampe schreibt an seinen Vater: M., den 27. Februar 1888. Lieber Vater! Es ist mir gestern leider das Malheur passirt, 50 Mark zu verlieren, wodurch ich natürlich in große Verlegenheit gekommen bin. Ich bitte Dich deshalb der Märzrate diesen Betrag beizufügen. Dein Hermann. Darauf geht bald folgende Antwort ein: Lieber Sohn! Mit Bedauern lese ich von Deinem Verluste. Andererseits nehme ich mit Freuden aus Deinem Briefe wahr, daß Du jetzt endlich einmal Haus hältst, da Du noch am Ende des Monats über 50 Mark verfügen konntest. Ich hoffe und bin daher überzeugt, daß Du von jetzt ab, statt mit 200 Mark, mit 160 Mark gut auskommen wirst. Dein Vater.

— Fortschritt. — Ein alter Mann schaufelte Kohlen in einen Schulkeller. Die Knaben standen um ihn her und schauten seiner Arbeit zu. Da sprach der Alte: „Ihr Kinder habt's doch gut, als ich in die Schule ging, heizte der Lehrer noch nicht mit Kohlen. — Was hatte Euer Lehrer denn, um Euch warm zu halten, fragte einer der Knaben. — Ein wehmüthiger Zug der Erinnerung an die fernen Tage umzuckte des Alten Lippen als er antwortete: Haselnußstöcke.

— Durch die Blume. Baron: Hast Du dem Schuster die Stiefel zurückgebracht? — Diener: Ja. — Baron: Hast Du ihm auch bestellt, daß er ein Ochse ist? — Diener: Ich hab es ihm so durch die Blume zu verstehen gegeben. — Baron: Was hast Du denn gesagt? — Diener: Ich sagte: Sie sind so wie ein gewisses Thier, welches Milch giebt.

— Sufficit. — Erster Provinzmime: Ich habe bei der Bahn für die Fahrt nach Berlin die Bitte um Fahrpreisermäßigung eingereicht. — Zweiter Provinzmime: Hast Du auch ein Mittellosigkeitszeugniß beigelegt? — Erster Provinzmime: Nein, ich schrieb blos, daß ich — Schauspieler sei! — Zweiter Provinzmime: Das genügt!

— Eine rücksichtsvolle Dienerin. Ach du meine Güte! Jetzt hab' ich mir ein Loch in mein Kleid gebrannt! Warum hast Du mich denn nicht darauf aufmerksam gemacht, Anna? — Ich hab' wohl gesehen, daß Sie dem Ofen zu nahe kamen, gnädige Frau, allein ich dachte, es geschehe absichtlich, um ein neues Kleid zu bekommen!

— Ein fürchterlicher Traum. „Leni, was hast Du denn heute Nacht gehabt? Du mußt schrecklich schwer geträumt haben — Dir läuft ja jetzt noch der Schweiß nur so 'runter!" — „Ach, ich bin ganz hin. Denk' Dir nur, mir hat geträumt, ich hätt' sämmtliche Fenster am Glaspalast putzen müssen!"

— Das menschliche Leben gleicht einer Schachpartie: so lange das Spiel währt, behauptet jeder Stein den ihm eigenthümlichen Rang; ist's zu Ende, so wird Alles, Könige, Damen, Läufer und Bauer in Einen Sack geworfen.

— Unbegründete Angst. — Zechbruder: Ochsenwirth! Heute mußt Du ankreiden, mir ist's Geld ausgegangen. (Wirth zögert.) Schreib' nur an, es wird die Wand nicht ausdrucken.

— Zur Belohnung der Tugend sind die Tage lang genug. Zur gerichtlichen Verhandlung der Frevelthaten müssen oft die Nächte zu Hilfe genommen werden.

— Unnöthige Frage. (In der neuen Bierhalle.) „Noch ein Maß gefällig?" — „Donnerwetter, sind die Leute hier noch in der Kultur zurück! Fragen sie Einen nach jeder Maß, ob man noch eine trinkt! — Das sollte einmal in unserer Stammkneipe die Kellnerin wagen!"

— Ungenügsam. — Biermamsell: Was g'fällig? — Gast: Ein Kuß! — Biermamsell: Was noch? — Gast: Noch einen!